

Die Rechnung ohne die Kunstliebhaber gemacht

Es hätte eine Fahndungszeitschrift für verlorene und gestohlene Kunst werden sollen. Die erste Nummer erschien im Juli 1969, und alles sah nach Erfolg aus. Aber das Projekt scheiterte an einem groben Denkfehler...

Die Idee klingt auch heute noch gut, die die zwei Initianten hatten: Eine Zeitschrift im Kampf gegen die Hehlerrei. Im Dienste der Kunsthändler und -Sammler, der Museen und Galerien. Argus Artis wurde 1969 am Kongress des Internationalen Kunsthandlerverbandes in Wien präsentiert – und mit grossem Interesse aufgenommen.

Was sich *Eugen von Philippovich* (Kunsthändler mit Sitz in Kopenhagen) und *Fritz Kleisli* (Möchtegern-Verleger) ausgedacht hatten, war zunächst plausibel. Argus Artis sollte die Aufgabe erfüllen, «gestohlene oder gesuchte Kunstgegenstände aufzufinden und dem Eigentümer zuzuführen». Für ebenso wichtig erachteten die Herausgeber die pure Information, denn durch die Konsultation des Blattes konnte man sich vor Hehlergut schützen.

Damit die Zeitschrift seine Doppelaufgabe wirksam erfüllen konnte, war eine enge Zusammenarbeit mit Museen, Kunsthändlern und der internationalen Polizei notwendig. Das klappte besser als erwartet, und Argus Artis bekam tatsächlich von der Polizei die Infos über erfolgte Diebstähle. Eine andere Quelle waren Zeitungsmeldungen, die von Kunstdiebstählen berichteten. Wir gingen jeder einzelnen Meldung nach und kontaktierten die Bestohlenen, um von diesen Anzeigen zu bekommen. Aber da assen wir hartes Brot.

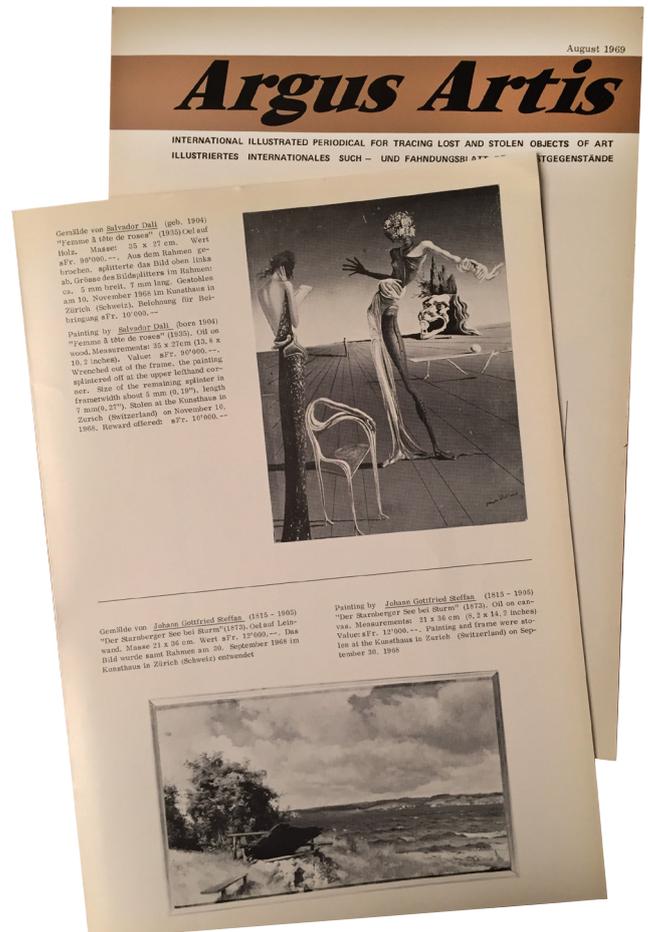
Obwohl wir aktiv akquirierten – mit Briefen und persönlichen Kontaktnahmen zu den Bestohlenen – war das Interesse mehr als flau. Für die erste Nummer von Argus Artis reichte es zwar noch für vier Seiten, und mit Stolz nahmen wir die Inserate des Zürcher Kunsthauses entgegen (dem ein Salvador Dali und ein Johann Gottfried Steffan

gestohlen worden waren). Dazu gesellten sich Anzeigen des Tiroler Landesmuseums (Drachenleuchter), des Schlossmuseums Linz (drei geklaute Uhren), des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien (hier war eine Miniatur «Belagerung Würzburg 1796» entwendet worden). Und da war noch der blaue Schauteller aus Terrakotta, Durchmesser 40 cm, der von einem privaten Wiener als gestohlen gemeldet wurde.

Aber für die Nummern 2 und 3 war das Inserateaufkommen noch schwächer. Um dieses zu pushen, boten wir die Anzeigen sogar gratis an. Nicht mal das führte zum Erfolg. Den meisten Bestohlenen war es zu viel der Mühe, die vermissten Gegenstände zu melden, zu beschreiben – und dann noch eine Foto davon? nein, haben wir nicht! Aber eigentlich war es noch schlimmer: Der Verlust war den meisten egal – dafür war ja die Versicherung zuständig.

«Wozu sollte ich inserieren? – die Versicherung deckt mir den Schaden ja sowieso...».

Das fehlende Inserateaufkommen war gravierend, denn aus dieser Ecke hätte eigentlich der Löwenanteil der Einnahmen für die Produktion und den Vertrieb der Zeitschrift kommen sollen. Allein mit den Abo-Einnahmen war die Zeitschrift nicht zu finanzieren, zumal wir für ein Jahresabo gerademal US\$ 18.00 verlangten. Zwar waren auch die Inseratetarife lächerlich, (1/2 Sei-



Der im November 1968 gestohlene Salvador Dali ist heute wieder im Kunsthaus Zürich zu sehen. Ebenso das Gemälde von Johann Gottfried Steffan.

te zu US\$ 20.00, eine ganze Seite zu US\$ 45.00), aber das Problem waren ja nicht die Tarife, sondern die Tatsache, dass kaum jemand inserieren wollte.

Wir waren ernüchtert. Immerhin hatten wir uns bei der Projektierung ausgemalt, dass die «Kunstliebhaber» alles daran setzen würden, ihre heissgeliebten Werke wieder zu bekommen. Was für eine Fehlüberlegung! Offenbar war (schon damals) das Geld wichtiger als die Kunst. Das zog uns den Boden unter den Füßen weg und zeigte uns, dass wir keine Chance hatten, diese Zeitschrift erfolgreich zu verlegen. Nach wenigen Nummern mussten wir uns das bittere Scheitern eingestehen und kippten das Projekt im Folgejahr (1970) – noch bevor der finanzielle Ruin uns einholen konnte.

Fritz Kleisli, 2015